

C 1

(Nachdruck)

Die Dollarvilla.

Novelle von A. Gaber.

Im Dresdner Hoftheater wurde Gounod's „Margarethe“ gegeben. Soeben ging der Vorhang über der Gartenszene in die Höhe und Fedora Lorikoff schien von dieser so in Anspruch genommen zu sein, daß Götz Waller sich Mühe gab, seinen Eintritt so geräuschlos wie möglich zu bewerkstelligen. Behutsam schloß er die Türe der Loge und ließ sich in den Sessel gleiten, der seine Nummer wies. Es war der Platz neben der schönen Russin.

Seine große, statliche Gestalt hatte in diesem Augenblick etwas Steifes, -Hilfloses. Er war kein Musikkenner und wußte nicht eine klassische Melodie von einem Operettenliedchen zu unterscheiden. Aber Fedora Lorikoff hatte den Wunsch ausgesprochen, daß er sie in die Oper begleiten

er wohl einen Rückschluß auf die Geldkraft der Besucher gestattete. Aber die Frage, ob seine Zukünftige reich sei, war ihm Nebensache. Er selbst besaß genug an irdischen Gütern. Die Hauptsache war für ihn Eleganz und Vornehmheit des Auftretens, außerlesene Geistesbildung und ein heißes, leidenschaftlich empfindendes Herz, das er bis jetzt vergeblich im Kreise der ihm bekannten Damen gesucht hatte. Die korrekten Töchter seiner Geschäftsfreunde begegneten ihm wie einem guten Kameraden, und ihr Leben, ihre ganze Vergangenheit lag vor seinen Augen wie ein aufgeschlagenes Buch. Er suchte bei ihnen vergeblich jenes leidenschaftliche Fühlen, das erst große, schicksalschwere Erlebnisse im Menschen zeitigen: Erlebnisse, die das „Gesamte dich“ sprechen zur Menschenbrust. Schicksale — und namentlich Schicksale von Frauen — interessierten ihn immer. . . das Rätselhafte, Geheimnisvolle, das nur wie ein Ahnen zuweilen aus den dunklen Tiefen des Menschseins ausblüht wie fernes Meerleuchten. — Diesen seltsamen



Ein türkischer Verwundetentransport.

möge, und er war bereit, ihre Wünsche immer zu erfüllen, soweit es in seinen Kräften stand.

Götz Waller war bereits 37 Jahre alt — und hatte trotzdem noch niemals Zeit gefunden, sich mit der Frage einer Heirat zu beschäftigen. Immer hatte ihn die Fabrik, hatten ihn die Zuteile in Atem gehalten, von früh bis spät. Aber jetzt war er fest entschlossen zu heiraten. Er sehnte sich nach einem eigenen Familienleben; und er wünschte sich eine Frau, die durch ihr Wesen, durch ihr Auftreten in der Gesellschaft das verkörperte, was seine Firma in Sachsen, ja in ganz Deutschland war. Eine Frau, die es verstand, ihm sein Heim so zu gestalten, daß er gern die wenigen Feierstunden, die ihm als Rest des Arbeitstages verblieben, mit ihr zusammen verbrachte und auch seine Freunde gern in die Geselligkeit seines Hauses führte. Fedora Lorikoff schien ihm die vom Schicksal für ihn Bestimmte zu sein.

Er hatte ihre Bekanntschaft im vergangenen Winter auf einem Wohlthatigkeitsfeste in Dresden gemacht. Bei einem Feste, dessen Eintrittspreis ein derartiger gewesen war, daß

Zug zur Romantik, der sehr gut neben der Mühe seines Wesens zu bestehen vermochte, hatte er von klein auf bejessen. Er war mit ihm groß geworden, und er führte ihn jetzt der schönen Russin zu.

Ja — Fedora Lorikoff war schön. Blauschwarzes, von einem blinkenden Edelstein gekröntes Haar umgab die weiße Stirn, unter der zwei große, tiefblaue Augen flammten. Die zart gerundeten Wangen, von marmornen Blässe überhaucht, sodaß die schwarzen Wimpern wie ein Schleier darüber lagen, das feine, etwas gebogene Näschen mit den bebenden, scharf umrissenen Flügeln, der süße, sanftgeschwungene Mund, der von schmerzvollen Seufzern, von einer müden Sehnsucht umzittert schien — das alles dünkte Götz Waller wie der verheißungsvolle Titel eines Buches, auf dessen Lesung man sich freut, um deßwillen man die Mußestunden herbeiwünscht. Ihre ganze, schön gewachsene Gestalt strahlte königliche Hoheit wieder. Man wäre nicht überrascht gewesen, wenn sie eines Herzogs, eines Fürsten oder Prinzen Gattin geworden wäre. Wunderbar fein geformte Hände und Füße verliehen der stolzen

aus dem Leben an, da Götz Walter die schon müde
gesehen hatte, stand es bei ihm fest, daß sie dazu berufen sei,
sein Heim zu schmücken. Er hatte sich ihr zu nähern ver-
sucht und war von ihrer Kälte und Zurückhaltung mehr ent-
setzt als von dem Entgegenkommen seiner Landsmänninnen.
Sein Verhalten zu ihr war eine fortgesetzte Fuldigung, die
dadurch zum Ausdruck kam, daß er jedem ihrer Wünsche die
Erfüllung folgen ließ, so schnell es in seiner Macht lag.
Sie schien seine Gegenwart gern zu sehen, denn sie lud ihn
zu allen Veranstaltungen, wo sie selbst durch ihre Schönheit
und Eleganz glänzen wollte und bat ihn, ihr Kavalier
zu sein.

„Ich liebe dich — so inniglich . . . Bin ganz die
Deine —“ klang es beständig von der Bühne herüber. In
süßem Wohlklang tönte das schönste aller Liebeslieder von
den Lippen der berühmten Sängerin, die heute zum ersten
male vor das Publikum getreten war und die Herzen mit
Entzücken erfüllte.

„Bin ganz die Deine . . .“

Fedora Lorikoff bewegte sich leise, sodaß ihr Taschen-
tuch zu Boden glitt. Götz Walter bückte sich, um es auf-
zuheben. Als er ihr das süßduftende Tüchlein zurück-
reichte, sah er, daß ihre Lippen zuckten wie die eines Kindes,
das ein Weinen nieder kämpft. Ihre Schultern bebten wie
die Schwingen eines ermatteten Vogels.

Das weiche Parfüm, das ihren Kleidern, ihren Haaren
entströmte, verwirrte seine Sinne. Jetzt, in diesem Augen-
blick, empfand er es mit zäher Sicherheit: Fedora Lorikoff
war nicht die stolze, unnahbare Weltbame, — sie war ein
Weib, das Liebe heischte, das sich in Sehnsucht verzehrte.
Sein Blut begann rascher zu kreisen, und in schnelleren
Schlägen klopften die Pulse gegen seine Stirn. Er wollte
ihre kleine, ringgeschmückte Hand im Dunkel der Voge fassen,
sie an seine Lippen, an sein Herz ziehen — da ging der Vor-
hang nieder. Das Losen des Beifalls fiel brutal auf die
träumerisch-süße Stimmung der letzten Minuten. Die
Lampen erglühten, und der weite, kostbare Theaterraum
lag im weißen, blendenden Lichte.

Fedora Lorikoff seufzte leise. Sie sah in leicht vorn-
übergeneigter Haltung da, und wie eine Kamee stand ihr
blasses Antlitz gegen den dunklen Samt der Wandbekleidung.
Plötzlich wandte sie den Kopf und griff mit der kleinen
Hand nach dem Crepe de Chinesisch, der auf der Rückenlehne
ihres Sessels lag.

„Wir wollen gehen —“ sagte sie.

Er sprang auf, um ihr den Schal um die Schultern zu
legen. Aber seine Hände, die groß und schwer waren, weil
sie schon viel praktische Arbeit mitgetan hatten, waren unge-
schickt im Umgang mit solch feinem Seidenzeug, das wie ein
Spinnwebgeflecht auf seinen Fingern lag. Es blieb an seinem
Ärmel haften, es wickelte sich um seine Hand und berührte
den Boden. Er wurde verlegen.

„Ich bin kein Don Juan —“ sagte er. „Eher kann ich
einen Ballen Zute über den Fabrikhof rollen, als solch
zartes Zeug über die noch zarten Schultern einer schönen
Frau breiten.“

Sie lächelte. Es war ein selten schöner Anblick, wenn
die Schwerkraft ihres süßen Gesichtes von der Sonne eines
Nachens überstrahlt wurde.

„Lut nichts —“ sagte sie. „Besser, daß es so ist, als
anders.“ Sie neigte den zierlichen Kopf gegen ihn und
schritt ihm voran, den Garderobenräumen zu, wo ihr die
Dienerinnen den Seidenmantel reichten.

Als sie die Treppe hinabstiegen — Götz Walter in
respektvoller Haltung an Fedoras linker Seite, eine halbe
Schrittbreite hinter ihr — sagte die Russin, ohne den Kopf
nach ihm zurückzuwenden:

„Ich möchte gern, daß Sie noch eine Tasse Tee bei mir
nehmen, Herr Walter. — Haben Sie Zeit?“

Er stimmte erfreut ein. Er hätte sich keinen schöneren
Abschluß des Abends denken können, als diese trauliche

an dieser Stelle in einem kleinen Platz genommen und
sahen nun Seite an Seite durch die hell erleuchteten
Straßen. Alle Verkehrswagen, die Trambahnen und Om-
nibusse waren dicht besetzt. Was war da für ein Gewirr an
der Straßenkreuzung entstanden? Der Fahrer versuchte
umsonst durchzukommen. Fedora beugte fragend den Kopf
gegen das Fenster. Aber Götz Walter hatte bereits die
Ursache der Störung erspäht. Die Trambahn hatte jeman-
den überfahren. Eine Frau mit einem Kinde. Soeben
versuchte man, das schwere Gewicht des Wagens zu heben,
um die Körper hervorzuziehen.

„Blicken Sie nicht hinaus —“ bat er. Aber als er das
Gesicht zu Fedora wandte, sah er, daß sie bereits ihre Geld-
börse durch das Fenster reichte. „Für die Verpflegung im
Krankenhaus —“ hörte er sie sagen. Dann zog sie die leere
Hand in die Falten ihres Mantels zurück und schauerte
zusammen. Er warf ihr einen Blick zu, der von Liebe und
Bewunderung sprach. Langsam fuhr der Wagen weiter.
Und er dachte: „Jetzt ist der rechte Augenblick gekommen.“

Da wandte sie ihm plötzlich ihr schönes Antlitz zu und
sagte: „Wie schnell kann das Leid über ahnungslose Men-
schen hereinbrechen! Leid für den, den es trifft und auch
für den, der es verschuldet. Haben Sie das schon einmal
an sich selbst erlebt, Herr Walter?“

Sie sah aufrecht, den Kopf etwas vorgeneigt, und starrte
auf den Weg hinaus, von dem der Lichschein immer mehr
wich, je mehr sie sich vom Stadttinnern entfernten. Es tat
ihm leid, daß sie traurig war. „Wer vermag sich der Trauer
zu entziehen, wenn er Zeuge des Leids wird, das die Erde
trägt?“ fragte er sich. Er wollte sie froh machen, wollte ihr
zeigen, daß ein Leid sich in Glück und Freude kehren könne.
Und darum sagte er, der Erinnerung folgend, die diese
Fahrt auf der dämmerigen Landstraße plötzlich in ihm wach-
rief:

„Ich habe auch einmal jemanden überfahren, Fedora!
Eines Abends, als ich von Ihnen zurückkehrte, geriet ein
Mann unter die Räder meines Autos. — Es war ein
Arbeitsuchender. Durch den Unfall wurde ihm gegeben,
was er wünschte. — Denn ich nahm ihn in meine Fabrik
als Arbeiter auf. Er ist ein armer, halbblöder Bursche —
ein Ausländer; ich glaube sogar, daß er ein Landsmann
von Ihnen ist!“

„Wie lautet sein Name?“ fragte Fedora und sah Götz
Walter mit einem rätselvollen Blick an.

„Er heißt — Iwan. — Iwan Wentschikoff.“

„Ah —“ sagte sie. Eine feine Röte zog über ihre blassen
Wangen. In ihre blauen Augen trat ein heißes, zitterndes
Feuer.

„Ich kenne einen Mann, der diesen Namen trägt —
und er ist — mir sehr — wert —“ sagte sie.

Da begann Götz Walter so herzlich zu lachen, daß ihm
die Tränen über die Wangen liefen und er sie mit seinem
Taschentuche abtrocknen mußte.

„Ah — Fedora — verzeihen Sie — aber wenn Sie
wüßten, was für ein Kerl das ist, dann würden Sie auch
lachen — lachen bei dem Gedanken, ihn zu kennen. Der
Mann hat eine Geschichte hinter sich — eine sehr dunkle
Geschichte, glaube ich. Mein Werkführer weiß immer neue
Gründe vorzubringen, daß ich ihn entlassen soll. Heute
erzählte er mir, daß der Mann den Rücken voller Narben
habe.“ Er machte eine leichte Bewegung mit der Hand.

„Ich frage nach so etwas nicht. Hier ist die Arbeit und
dort ist das Geld — damit bin ich fertig. Was früher etwa
einmal gewesen ist, das ist mir gleich. Aber daß Sie diesen
Mann etwa kennen könnten, das war ein ganz absurder
Begriff für mich, der meine Heiterkeit herausforderte.“

Und bei diesen Worten streifte seine Blicke ihre
elegante Gestalt, den kostbaren Mantel, der das schwarze,
reich mit echten Spitzen verzierte Samtkleid verhüllte, die
feinen, weißen Arme, die am Ansatz des Handschuhes her-
vorschimmerten, den köstlichen Haß, der aus dem hellenden
Schal hervorstrahlte wie ein verborgenes Geheimnis und
das duftende, blauschwarze Haar mit dem Brillantdiadem.

Die Dame hat zu ihrem Bedenken die Lippen auf keinen Wunsch ihrer kleinen Hand preßte seine Rechte, und ihre Stimme flüsterte: „Leb' wohl!“

Der Wagen hielt vor dem Hause, in dem sie wohnte. Eine junge Dame eilte herbei und half Fedora beim Aussteigen. Auch Gäh Waller, der noch ganz benommen war von den glückstollen Sekunden, die er soeben erschauernd genossen hatte, erhob sich, um den Wagen zu verlassen. Aber Fedora Vorikoff streckte abwehrend die Hand aus. „Nicht doch — fahren Sie weiter — ich muß allein sein.“

Er starrte ihr fassungslos nach, wie sie im Türeingang verschwand und das Haus hinter ihr verschlossen wurde. „Fedora —“ stammelte er.

„Wohin wünscht der Herr?“ fragte der Fahrer. Er strich mit der Hand über seine Stirn und nannte ein bekanntes Hotel im Innern der Stadt, wo er öfters des Abends mit seinen Freunden zusammenzutreffen pflegte, um sich die gewohnte „Nachtmilch“ mischen zu lassen. Und während er zurückfuhr, dachte er darüber nach, ob er nun der Verlobte der schönen Fedora Vorikoff sei oder nicht.

die alte Stugin und die Hausfotom, welche alle Arbeit verrichtete, die der Hausstand erforderte und dabei noch Zeit zu viel geheimnisvollen Gängen fand, deren Zweck und Ziel niemand kannte, stürzte auf Minnie zu.

„Warum lachen Sie?“ fragte sie, und ihre schwarzen Augen funkelten zornig.

„Habe ich gelacht?“ fragte Minnie verwund. „Ja — dann habe ich's wohl müssen —“

„Sie tragen den Mantel der Herrin! Was fällt Ihnen ein?“ schrie Zenobia.

„Ich trage ihn in's Garderobenzimmer. Hab' noch nicht erlebt, daß er von allein dorthin gegangen wäre —“ lagte Minnie schnippisch.

„Seien Sie nicht so naseweis —“ entgegnete Zenobia mit funkelnden Augen. „Machen Sie lieber, daß die Sachen von Madame an Ort und Stelle kommen. Madame wird gleich nach Ihnen rufen.“

„Madame hat sich eingeschlossen, ich hab's gehört. Und



Seifenfabrikation hinter der Front.

Als die Russin das Haus betreten hatte, ließ sie ihren Mantel und Schal in die Hände der jungen Gesellschafterin gleiten und begab sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben, in ihr Wohnzimmer, dessen Türe sie hinter sich zuriegelte. Die niedliche Jungfer hörte es und zuckte die Achseln. Man war nicht umsonst von der Natur mit Intelligenz ausgestattet und wußte aus Erfahrung, daß man die Launen seiner Mitmenschen am besten dadurch schlägt, daß man sie nicht sieht. Launen wollen beachtet sein. Sie sind dazu da, um Andere zu ärgern. Können sie das nicht, so ist ihnen der Lebensfaden abgeschnitten. Als das rundliche Blondchen bei diesem Ergebnis angelangt war, knipfte es mit den rosigen Fingern, als wenn sie wirklich etwas abschnitten und zog dabei eine allerliebste Grimasse, wobei ihr hübsches Näschchen mit lauter kleinen Fältchen bedeckt wurde. Dann nahm sie Madame's Seidenmantel um die Schultern, legte den kostbaren Crepe de Chineschal um ihren blonden Busen und ging mit gemessenen, langsamen Schritten durch das Vestibül, genau so, wie ihre Herrin durch den Raum zu schreiten pflegte. Aber Madame war von großer und eleganter Gestalt und Minnie war klein und rundlich, und was bei Madame erhaben ansah, das wirkte bei der kleinen Minnie äußerst komisch. So war's natürlich, daß, als sie an dem großen Pfeiler Spiegel vorüber kam, und ihr eigenes

wenn sie will, daß ich zu ihr hereinkomme, dann muß sie erst wieder anschließen.“

„Eingeschlossen?“ fragte die Alte erschrocken. „Warum das? Was sagte sie?“

„Gar nichts hat sie gesagt —“ antwortete Minnie schadenfroh. „Sie hat eben Launen. Feine Damen schmücken sich manchmal damit wie mit den Perlen, die sie anlegen. Aber ich lege keinen Wert darauf. Nicht so viel —“ Sie schlug mit den Fingern ein Schnippchen.

„Und andere gewiß auch nicht. Denn Herr Waller, der Madame nach Hause begleitete, ist ja gleich wieder zurückgefahren. Wird sich wohl bedanken, den Launen einer schönen Frau zu gehorchen. Schade — Madame hat mich dadurch um ein hübsches Trinkgeld gebracht, denn Herr Waller ist immer sehr freigebig. — Gute Zenobia, veranlasse deine Herrin, daß sie mir als Ersatz diesen Schal schenkt. Er gefällt mir nämlich sehr.“

Ehe Zenobia sich dessen versah, hatte Minnie die Arme um sie geschlungen, sich ein paar Mal mit ihr im Kreise gedreht und die Atemlose dann auf einen Stuhl gesetzt, während sie selbst durch die Hintertüre verschwand.

Zenobia strich mit dem Rücken der kleinen Hand über die Augen. „So ein Wirbelwind!“ — sagte sie und schüttelte den Kopf. „Aber man kann ihr nicht gram sein.“

„Läutchen — Fee — mach' auf — ich bin's.“
 Zenobia — flüsterte sie in russischer Sprache.
 Von drinnen wurde der Kiegel zurückgezogen. Die
 Türe tat sich einen Spalt breit auf. Zenobia schlüpfte
 hinein.

Das Zimmer war matt erhellte. Ueber der elektrischen
 Schlampe lag ein roter Seidenschleier und tauchte den nicht
 besonders grohen, aber ungemein traulichen Raum in zartes
 Licht. Aber trotz des rofigen Schimmers sah Zenobia, daß
 das Antlitz ihrer Herrin blaß war — totenblaß.

„Meine Fee — mein Liebling —“ flüsterte die Alte
 und strich mit den verarbeiteten Fingern zärtlich über die
 weißen, weichen Hände des schönen Mädchens. „Was fehlt
 dir? Soll ich dir etwas bringen? Ein Glas Wein? Eine
 Tasse Tee?“

Aber Fedora schüttelte den Kopf und legte die zarten
 Finger in einander wie in stummer, zitternder Glückseligkeit.

„Ich hab' ihn gefunden — er ist da, Zenobia —“
 flüsterte sie.

„Iwan?“ fragte die Alte mit leisem Zweifel.

Fedora nickte. „Morgen holst du ihn her...“

„Da muß das deutsche Mädchen fort —“ rief Zenobia
 streng. „Sie darf es nicht wissen, daß er bei uns ist. Sie
 könnte es verraten. Die Mädchen vermögen nicht zu schweigen.“

Fedora blickte betroffen drein. „Muß sie wirklich fort?“

„Ich hatte mich an sie gewöhnt. Sie ist immer so fröhlich.“

„Mein Läutchen wird nun auch wieder fröhlich werden
 wie einst —“ schmeichelte die Alte.

Fedora preßte die weißen Hände an die Schläfen.

„Ich weiß nicht — mir ist so bange. Ach, Zenobia, es
 ist schön, treu zu sein — aber es ist so — schwer —“

Zenobia streichelte die Wangen Fedoras. „Meine
 schöne Herrin glaubt, daß sie den Deutschen liebt. Aber sie
 täuscht sich. Das Herz vermag wohl tausendmal zu hassen,
 aber es hat nur Platz für eine einzige Liebe.“

Fedora seufzte. „Ja — wenn es wirklich liebt...“

Ach, Zenobia, ich wünschte, das „Morgen“ wäre schon
 vorbei.

Die junge Wirtin in's Nebenstübchen, wo das mit weiß
 selbstnen Daunentissen bedeckte, goldverzierte Bett stand,
 über das sich ein blauer Baldachin breitete. Engelsfiguren
 hielten mit kleinen Händen die Vorhänge fest.

Mit weichen geschickten Bewegungen nahm Zenobia der
 Herrin die Hüften ab, zog die dünnen, leinenen Strümpfe
 von ihren Füßen und band die Schleifen des Nachtgewandes
 und dann breitete sie die weißseidene Decke über die schlank
 Mädchengestalt, deren wundervolles Ebenmaß jetzt noch
 vollendeter erschien, als sonst kein weltlicher Puh und
 Tand mehr ihre Harmonien beeinträchtigte.

„Sie müssen Ihren Posten morgen früh verlassen —“
 sagte Zenobia eine halbe Stunde später zu Minnie. „Es
 tut meiner Herrin ja sehr leid, aber sie wird jetzt reisen und
 kann Sie nicht mitnehmen. Sie erhalten natürlich Ihr
 volles Gehalt für den Monat und auch eine gute Empfehlung,
 und es wird Ihnen nicht schwer werden, hier in Dresden
 oder anderwärts eine gute Stellung zu finden.“

„Ich bin hier ganz zufrieden gewesen —“ erwiderte
 Minnie schnippisch. „Ich verstehe auch nicht, weshalb ich
 nicht noch einige Tage hier bleiben kann, bis ich eine neue
 Stelle gefunden habe. Wenn Madame auch reisen wird,
 so wird doch das Haus stehen bleiben. Oder wird es eben-
 falls mitgenommen.“

„Schwachen Sie nicht so dummes Zeug —“ schalt die
 Alte. „Packen Sie lieber Ihre Sachen ein und geben Sie
 acht, daß nicht etwa Dinge mit eingepackt werden, die meiner
 Herrin gehören. Aus Versehen meine ich natürlich —“

sekte sie hinzu, als sie Minnie's drohenden Blick gewahrte.
 „Das hab' ich gar nicht nötig —“ spottete Minnie. „Ich
 habe allein Sachen genug. Aber ich will dir meinen Garten-
 hut dalassen; Zenobia. Daraus kannst du dir eine Schlaf-
 haube machen.“ Bei diesen Worten fing sie wieder an zu
 lachen, so hell und silbern, daß es durch alle Türen drang.

„Seien Sie doch still —“ sagte Zenobia. Sie mußte,
 daß bei Minnie jeder Versuch, sie zu ärgern, abprallte.
 „Und den Schal können Sie sich zum Andenken mitnehmen,
 weil er Ihnen so gut gefallen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

* * * Allerlei Ernst und Scherz * * *

Wurst wider Wurst.



„Wenn du mich nicht von deiner Stulle
 abbeißest, dann zeige ich dich an, daß
 du heute am fleischlosen Tag Wurst draus-
 hast.“

„Und ich zeige dich an, daß du Brot
 ohne Marken haben willst.“

Allerlei Inschriften. Die Benedi-
 tiner auf Johannisberg schrieben über
 ihren Keller „Bibliotheca subterranea“,
 d. i. unterirdische Bibliothek. Friedrich
 der Große schrieb über seine Bibliothek
 „Nutrimentum spiritus“, d. i. Nahrung
 für den Geist. Das Berliner Invaliden-
 haus trägt die schöne Inschrift: „Laeso
 et invicto militi“, d. i. dem verwunde-
 ten aber unbefiegten Soldaten.

Zur Anregung. Das Talent ist
 Macht, der Takt ist Kunst. Das Talent
 ist Gewicht, der Takt ist Bewegung.
 Das Talent weiß, was zu tun ist, der
 Takt weiß, wie es zu tun ist. Das
 Talent macht den Menschen achtbar,
 der Takt macht ihn geachtet. Das Ta-
 lent ist Vermögen, der Takt bare Münze.

Tröstlich. Eine sehr ängstliche Dame
 fragte während einer Fahrt über nur
 leicht bewegtes Wasser den Fährmann,
 ob schon Menschen in dem Fluß ver-
 loren gegangen seien. „O nein“, sagte
 der Wadere, „wir finden sie am näch-
 sten Tage immer wieder.“

... Rätsel-Ecke ...

Wechsellrätsel.

Das Wort es hat zunicht gemacht
 Der Feinde Hungerplan,
 Zwei Zeichen ändre und es dient
 Als Fußbekleidung dann.

Streichrätsel.

Nimmst einem Lebensmittel du
 Drei Zeichen aus der Mitte,
 So wird's zum deutschen Truppentell,
 Dem Schrecken aller Briten.

Kreuzworträtsel.

Der Reiter strich das Wort von vorn
 Und sprach zum Pferd sodann:
 „Nun, Brauner, schlage munter mit
 Das Wort von rückwärts an.“

des Kreuzworträtsels: 1. a. b. c. d. e. f. g. h. i. j. k. l. m. n. o. p. q. r. s. t. u. v. w. x. y. z.
 des Streichrätsels: 1. a. b. c. d. e. f. g. h. i. j. k. l. m. n. o. p. q. r. s. t. u. v. w. x. y. z.
 des Wechsellrätsels: 1. a. b. c. d. e. f. g. h. i. j. k. l. m. n. o. p. q. r. s. t. u. v. w. x. y. z.

Verantwortl. Redakteur: A. Jhring. Druck und Verlag: Jhring & Fahrenholz, G. m. b. H., Berlin 80.